

Klaus Bernarding

Grenz Schreib Art -
ein deutsch-französisches
Pilotprojekt

initiiert von den Partnerstädten Völklingen und Forbach

Inhalt

Vorwort <i>von Friedel Läßle, Stiftung Demokratie Saarland</i>	
Grenzscheiber als Leibrücker (Saarbrücker Zeitung vom 09./10.09.2000)	8
Mit dem Rad saaraufwärts (Saarbrücker Zeitung vom 16./17.09.2000)	12
Die Grenze als Heil (Saarbrücker Zeitung vom 23./24.09.2000)	18
Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Freiarbeiter in Merlebach (Moselle) (Saarbrücker Zeitung vom 30.09./01.10.2000 , 1. Teil; Saarbrücker Zeitung vom 07.10./08.10.2000 , 2. Teil)	22
Langer Satz - verkürzte Wörter (Saarbrücker Zeitung vom 14./15.10.2000)	28
Wartehallen - eine Inszenierung zum Nachdenken (Saarbrücker Zeitung vom 21./22.10.2000)	32
Halbtags in Forbach /Un séjour à Forbach (Saarbrücker Zeitung vom 28./29.10.2000)	36
„Mon enfance bafouée“ v. Josyane Perrin Eine „zerschlagene“ Kindheit (Saarbrücker Zeitung vom 04./05.11.2000)	42
Zugeben und Abgeben (Saarbrücker Zeitung vom 11./12.11.2000)	46
Gefallene auf beiden Seiten (Saarbrücker Zeitung vom 18./19.11.2000)	50
So genanntes Kauderwelsch (Saarbrücker Zeitung vom 25./26.11.2000)	54
Ein Spaziergang in kurzen Absätzen (Saarbrücker Zeitung vom 02./03.12.2000)	58
Anhang Auszüge aus der Presse	62

Impressum

Dialog ist eine Reihe der Stiftung Demokratie Saarland.

Die Reihe kann bezogen werden von der Stiftung Demokratie Saarland

Bismarckstraße 99, 66121 Saarbrücken, Telefon (0681) 90626-0, Telefax (0681) 90626-25

Redaktion und Satz: Bernd Rauls

Druck und Weiterverarbeitung: Unionprint Satz und Druck GmbH, Saarbrücken

Damit unsere Demokratie lebendig bleibt...



Bismarckstraße 99, 66121 Saarbrücken
Telefon (0681) 90626-0, Telefax 90626-25

Vorwort

von Friedel Läßle
Vorsitzender der Stiftung Demokratie Saarland

Der Grenzscheiber, der sich jenseits und diesseits der Grenze aufhält, ist ein originelles Projekt der Partnerstädte Forbach und Völklingen. Der bekannte saarländische Autor Klaus Bernarding: halb Deutscher, halb Lothringer (der 2. Wohnsitz ist im Departement Meuse), war geradezu prädestiniert als erster Grenzscheiber, Menschen diesseits und jenseits der Grenze zu beobachten, mit ihnen zu reden und uns seine Eindrücke in Form von Prosa und Gedichten zu Papier zu bringen.

Drei Monate lang war die Médiathèque in Forbach bzw. der Alte Bahnhof in Völklingen seine Anlaufstation, von wo aus er seine Spaziergänge machte und mit Menschen ins Gespräch kam. Im Rahmen seiner grenzüberschreitenden Kulturarbeit machte Klaus Bernarding Gemeinsames und Trennendes, Vergangenes und Gegenwärtiges sowie mentalitäts- und identitätsgeschichtliche Elemente des Lebens an der Grenze mit viel Sensibilität und ein wenig Süffisanz deutlich. Ein Schwerpunkt der Arbeit von Klaus Bernarding war insbesondere die Beobachtung des Sprachgebrauchs: wann gebraucht man Platt, wann die Hochsprache? Wie sind die Sprachkenntnisse des Nachbarn vorhanden? Welche gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen sind gleich, welche sind gemeinsam?

Der Grenzscheiber notierte und schrieb kleinere Texte, die auf charmante und geistreiche Art einen Eindruck über das Leben an der Grenze vermitteln. Regelmäßig samstags waren die Texte auf der lokalen Kulturseite der „Saarbrücker Zeitung“ nachzulesen. Ich freue mich sehr, dass wir sie nun in unserer Schriftenreihe Dialog zusammen veröffentlichen können.

Grenz Schreib Art

Lasst
Wörter
Sprechen
Nicht
Taten
-
Taten
Den
Tätern:

Sie
Sprechen
Für
Sich

Grenzscheiber als Leibrücker

Der "Grenzscheiber" ist ein Kompositum, eine sprachliche Erfindung; was er tun soll, nämlich Stoffe von diesseits und jenseits der deutsch-französischen Sprachgrenze aufgreifen und beschreiben, ist eine Aufgabe für die Dauer von drei Monaten.

Die Idee geht auf einen Vorschlag zurück, den ich einmal Veranstaltern nach einer Lesung in Überherrn (Grenznahe!) machte. Als es endlich - dies vor über einem Jahrzehnt - vom Kreis Saarlouis umgesetzt wurde, trat ein "Grenzscheiber" aus Berlin zum Schreiben an, ließ aber aus wohnungstechnischen Gründen, die Grenze Grenze sein und schilderte genüsslich die Missstände in Bous, Ensdorf und Schwalbach, zur saarländischen Unfreude.

In meinem Versuch will ich mich im Zickzack oder in Schleifen im Land beiderseits der (alten) Grenze bewegen: sie trennt nach wie vor Menschen von einander, obwohl die Zahl der Grenzgänger in den letzten Jahren zugenommen hat: "mir wohne grad iwwer der Grenz" (Saarländer) oder "mir gehen ariwwer enkaafe" (Lothringer).

Letztlich scheidet sie Menschen, die zwei Nationen angehören; deshalb interessieren den "Grenzscheiber" die Unterschiede, das heißt die mit der jeweiligen Sprache und Geschichte verbundenen Haltungen, Meinungen, Äußerungen.

Die Achse, auf der ich mich bewegen will, ist die zwischen der Stadt Völklingen und deren Partnerstadt Forbach, auch abseits davon.

Grenzscheiber: écrivain frontalier.

Einer, der in erster Linie schreibt, kein Grenzscheiber oder Grenzdreher in der langue de bois, der Sprache der Verlautbarung, die Politiker so gerne viel- und nichtssagend einsetzen; einer, der dem Alltag von hüben und drüben beobachtend und notierend zu Leibe rücken möchte - ein grenzüberschreibender Leibrücker!

Er wird versuchen, Hindernisse zu überlisten, Fallen zu umgehen; dazu muss er beweglich sein, trotz seines Alters beweglich geblieben sein. Dieses Alter erlaubt ihm, einen gediegenen Abstand zu halten zu allzu heiß Gekochtem oder Gestrickten. Es hat ihn gelehrt, auf seine körperliche und damit geistige Gesundheit zu achten; von Heldenhaftem, so lernte er als Kind im Zweiten Weltkrieg, ist sowieso nicht viel zu halten. Lieber Gewöhnliches unterhaltsam darbieten. Die Zeiten von Paul Valéry's "Monsieur Teste" sind längst vorbei und Becketts "En attendant Godot" droht zu einem Warten auf Godette zu verkommen, zu Figuren einer Seifenoper. Denn wer hat noch Zeit, ein Kapitel zweimal zu lesen? Woher die Zeit nehmen, wenn sie nicht einmal mehr zu stehlen ist? Oder ist verlorene Zeit nicht doch das echte Geld der "Falschmünzer", der "vrais faux monnayeurs"? -André Gide hustet im Grabe.

Die Grenzregion ist ein vermintes Sprachgebiet: Im Deutschen einfacher als im Französischen - so ist die politische Grenze im Deutschen mit dem polnischen und russischen granica verwandt, ja als greniz(e) im 13. Jahrhundert aus dem preußischen Ordensland nach Westen ins Gesamtdeutsche gewandert; im 17. Jahrhundert wird neben gränitze auch frontier gebraucht, das dem Englischen beziehungsweise Französischen entliehen ist ...

Im Französischen ist die Lage der Grenze verzwick:

Sie gehört als frontière zu einem pays limitrophe, einem Grenzgebiet; im übertragenen Sinne: la limite - jetzt ist die Grenze erreicht! The borderline (englisch) nämlich; und zeigt sich als la lisière d'un bois dem Naturfreund oder dem Soldaten am Waldesrand; als les confins - jusqu'aux confins de la terre - bis an den Rand des Erdenrunds; die Erde mit ihren zahlreichen bornes kilométriques, ihren Kilometersteinen, die in Frankreich erwartungsgemäß alle nach Paris führen. Mais modérons-nous: mäßigen, beschränken wir uns!

Wie gesagt: Grenzscheiber, und nicht Grenzüberschreiter: ihm sind enge Grenzen gezogen, einmal die von Sitte und Anstand aus fran-

zösischer, ein andermal die aus deutscher Tradition, was doppelt Sitte und Anstand vom Autor erheischt - ein Hochstand, von dem er ohne weiteres herabstürzen kann.

Wir werden sehen. On verra. Sie mögen ihn begleiten, indem Sie mitlesen, was er an halbwegs vernünftigen Einsichten zusammengetragen hat; Einsichten, die am Ende vielleicht eine Übersicht ergeben ... und erhellen, wie unverbesserlich die Menschen doch sind. Wie vergeblich es ist, sie durch eine Grenzschiebung verbessern zu wollen.

Saarbrücker Zeitung vom 09./10.09.2000)

Anmerkung:

Exkurs über die Grenze:

"Von Herzen gerne, wie es nun einmal die Art der Erdölgruppe ELF ist, bot sie eine Garantie für solche Geschäfte *) mittels satter und überzogener Provisionen: diese speisten geheime "Fonds", die außerhalb der GRENZEN, nämlich offshore, eingerichtet waren und seltsamen Zwecken dienten."

*) Afrikanische Staaten (z. B. Kongo, Gabun, Kamerun) haben Anleihen auf ihre (späteren) Rechnungen für Erdöllieferungen gemacht, um ihre Waffenkäufe zu finanzieren; ein aktueller Hinweis darauf, zu was "Grenzen" alles fähig sind.

(Zit. nach: Canard enchaîné vom 23.08.2000)

Grenz Mund Art

Bus-Haltestelle (Forbach)

Bonjour! Ça va?

Och, ganz gudd.

Hauptsach: ça va. Aujourd'hui, il fait froid.

Es geht a eisiger Wind heit. Kumm, mer stelle uhs en die Eck do.

D'accord. Do ziehts aach net so.

Tu dis. Haschde mol was vom Roger geheert?

Jo. Dem solls net gudd geehn. Ins Spital is er kumme.

Mon dieu! Unn was hadder?

A Nier hann se em abgemach. Die anner schafft nur noch zer Hälf.

Was du net saascht!

Dem sei Lewwer und sei Niere hann meh geschafft en seinem Läwe wie er selwer.

C'est ce qu'on m'a dit aussi.

Der hadd net off sei Marie geheert.

So isses. De Bus hadd scho wider e retard.

Oui, c'est toujours la même chose, n'est-ce pas.

Mit dem Rad saaraufwärts

Irgendwann im Spätsommer dieses Jahres mit den vielen Nullen - als ob es, im übertragenen Sinne, nicht schon genug Nullen gäbe! - bin ich unterwegs und trete, über die beiden großen Nullen gebeugt (28er Räder) fest in die Pedalen, um rechts der Saar saaraufwärts zu fahren. Ich bin in Malstatt gestartet, zu spät, wie sich gleich herausstellte, denn unsere Wärme-Licht-Zentrale Sonne steht fast im Zenit: verdammt heiß heute, sacrée chaleur!, flucht der Teil in mir, den ich für frankreichnah, für gallisch, halte. Musste ich mir das zumuten? Zudem falsch gekleidet: immer noch nicht nach den Vorschlägen eines Katalogs oder der Verkäuferin für Sportartikel?

Es hilft nichts: getreten und fleißig geschaltet muss sein! Der linke Fuß ist wegen einer lange zurückliegenden Verletzung schwächer als der rechte; deshalb trete ich mit dem rechten kräftiger auf. Habe ich doch gelernt, auf Ausgleich bedacht zu sein. Sobald ich es vergessen habe, spüre ich nach einiger Zeit im rechten Fuß einen Schmerz, der von der größeren Anstrengung herrührt. Verkehrte Welt! Oder nur eine Beschwerde in meiner Zentrale?

Auf dem alten Treidelpfad, chemin de halage, mit dem Blick auf den Boden: ruppelig, spitzsteinig und querrinnig. Quersinnig?

Nein, nicht nur der Weg, sondern einer nach dem anderen: die Hunde. Es scheint, dass am Staden grundsätzlich Hunde nicht an der Leine zu führen sind. Zu prachtvoll das Gestade? Die Hunde im prächtigen Fell sollen frei laufen und scheißen können - auf dem Rasen, die Hinterbeine eingeknickt, drücken, ohne rot zu werden; nachher ein gutbürgerliches Frühstück im Grünen, ohne Reue. Daselbst. Vor Ort.

Dem Radfahrer wird empfohlen, die Hunde direkt anzuschauen, für gewöhnlich in eines der Augen zu blicken, ohne sich in das Tier zu verlieben; und abzusehen vom Besitzer oder Führer, möglichst eine

elegante Schleife zu ziehen; dabei heftigst in die Pedale zu treten. Den Gedanken wegtreten, hier am Staden müsste sich schöner wohnen lassen.

Auf dem Wasser proben ein paar Ruderer den Ernstfall: ihre Rennboote stechen durchs trübe Gewässer, das inzwischen auch für Spiele und Treibes aller Art genutzt wird; der Tourismus soll angekurbelt werden, die Geldscheine in der Maschine flattern.

Früher stand der Ruderclub für Rennen Pate. Heute Morgen steht er abseits. Ich ziehe an zwei geöffneten Toren vorbei.

Der alte Treidelpfad besteht in meinem Kopf aus einem Gemälde: zwei Männer haben einen Strick über der Schulter je fest im Griff und - so sieht es aus - bewegen einen Lastkahn flussaufwärts. Und auf einem Foto: dort ist ein Peitschen schwingender Fuhrmann mit einem Pferd im Geschirr abgebildet, das eine péniche hinter sich herzerzt. Das Knallen der Peitsche, die Zurufe des Knechts, Schweiß von Mensch zu Tier, das Gezerre um einen Rhythmus, bis es endlich in ruhigen Zügen vorwärts geht, sind mir aus meiner Kindheit geläufig; aber ich erhielt sie in einem anderen Zusammenhang.

Nach Jahren des Niedergangs finden die Schleusen wieder Beachtung. Ihre Nummern sind erneuert und weithin sichtbar angebracht. Die Wärter haben sich verjüngt. Ihr Handwerk zählt wieder. Einer von ihnen, sehe ich, hat ein Tor der Schleuse geöffnet, geht ohne zurückzuschauen zu seinem Auto und kurvt ab in Richtung Dorf: une baguette campagne? Deux? Als er zurückkommt, schwimmen die beiden Boote auf die Schleuse zu; sie haben sich wohl vorangemeldet. Währenddessen tritt der Wärter aus seinem Haus, schwenkt einen roten Schlüssel und geht in den Garten, um Zwetschgen zu pflücken. Die Tage der Mirabelle sind vorbei. Alles zu seiner Zeit. Den Früchten ihre Zeit lassen. Der Zeit auch: sich Zeit dazu nehmen: les quetsches et plus tard le quetsch! Ein guter Quetsch, das Wasser des Lebens.

Die Städter, die Verbraucher, haben keine Ahnung!

Eine Joggerin. Warum nicht Läuferin, weil Deutsche es (auch) gerne tun? Une courseuse, im Französischen? Jedenfalls läuft eine junge Frau, in der Hand ein Handy, einen tragbaren Fernsprecher, auf mich zu: ganz in sich versackt, rackert sie an mir vorbei. Sie hat sich vor einem Überfall geschützt. Glaubt sie. Und vor sich selbst? Ihrer Droge?

Mir entgegen radeln zwei weizenblonde Mädchen, wie aus einem Faltblatt über Tourismus im Département Moselle geschnitten, fliegen vorbei, haben mich kurz angeschaut, wieder weggeschaut - ich zähle halt zu den älteren Fahrgestellten. Hat die Schule, la rentrée, noch nicht begonnen?

Ich versuche, mich gleichmäßig vorwärts zu bewegen. Auch das kostet Kraft. Kraft wirkt entlang des Weges. Nur: ich bin im Ruhestand. Und tue so, als habe ich jetzt viel Zeit.

Rechterhand haben sich in der Saaraue grüne Nischen gebildet, in denen Wegerich, Huflattisch, Knöterich, Wilde Möhre, die Hundskamille, Johanniskraut, Zinnkraut (Katzenschwanz), Schilf ... unter sich sind. Ich vermisse die Schafgarbe und den wilden Wermut, die mich in meiner Kindheit auf dem Lande begleitet haben.

Gleichmäßig treten und rechtzeitig schalten. Selbst der "ebene" Radweg hat seine Höhen und Tiefen, seine bösen Tücken, sobald du dich auf ihn eingelassen hast.

Eine kleine Genugtuung: ich habe einen (Älteren?) überholt. Und erinnere mich an die Fahrten "vom Meer bis zum Alpenrand", vom steifen Wind zwischen Brügge und Oostende, an die Berge um St. Gallen. Punkt.

Gerade hat mich einer auf einem Rennrad überholt. Mein Hintern beginnt zu schmerzen. Ich lüfte ihn, erleichtere es ihm auf hundert Metern; nachher wird er es mir heimzahlen.

In Kleinblittersdorf endet vorläufig der Radweg. Ein Kraftakt, ein schneller Antritt ist notwendig, um auf den Damm zu kommen, der auf die Dorfstraße von Großbliederstroff, also nach Frankreich, langt. Mit einem Schlenker bremsen mich die nächste Gasse hinab ans Ufer der Saar, die in dieser Gegend La Sarre heißt. Die beiden Partner-Orte Groß- und Kleinblittersdorf verbindet die so getaufte Freundschaftsbrücke; sie ist Fühlern, Rollern und Radlern vorbehalten.

Linkerhand wieder mit Blick auf die Saar: in Sichtweite hintereinander mehrere Boote, kleine Yachten. Etwas zum Fahren und Steuern für ältere Herrschaften. Sind wir schon zu viele, die das Gleiche wollen, am Gleichen ihren Spaß haben? Denen man weisgemacht hat, am Gleichen habe man am meisten Spaß?

Shippernde Paare. Sie im Ganzteligen, er in adretter Hose, ziehen sie ihre Furchen im Wasser. Einmal räkelt sich eine Jüngere auf Deck eines Bootes, das gerade unter einer Brücke hindurchschwimmt. Zwei Alte am Brückengeländer unterbrechen ihr Gespräch und blicken angestrengt hinunter: die Frau macht eine leicht entspannende Bewegung. Für die beiden Alten?

Die ersten Häuser von Sarregüémines-Saargemünd tauchen auf - als führe ich nach einer langen Reise durch die Chotts gerade in eine Oase ein, sähe, wie damals bei meinem frühen Abenteuer in Algerien eine riesige Reklametafel vor mir: der Himmel weißlich vor Hitze, der Sand weit gedüht und inmitten des Fast-Nichts ein Glas Bier, gelb, mit einer Krone aus Schaum, aus der ein einziger Tropfen herabrinnt und Kühle vermittelt. Die Erlösung!

Bald würde sich diese Ferne in ein Gebäude verwandeln, das Gebäude in einen Bahnhof, der Bahnhof in eine Gaststätte. Auf dessen Theke würde mir eine Frauenhand ein Glas Krono oder Kro rüberschieben. Salut!

(Saarbrücker Zeitung vom 16./17.09.2000)

Grenz Schreib Art

Es ist nicht alles

Gold

was glänzt

Es ist nicht alles

Blech

was rostet

Plakat Nr. 1
September 2000

Die Grenze als Heil

Die Grenze als Begriff scheidet das eine vom anderen (De-finition) oder trennt den einen vom anderen, sofern sie benachbart sind. Sie kann ein Merkmal der Freundschaft, des Friedens, aber auch eines der Feindschaft, des Krieges, sein. So steht am Ende jeder Eroberung eine Grenzerweiterung; eine neue Grenzziehung wird fällig. Eroberung, Erweiterung, Ziehung - im Deutschen abstrahieren die Endungen (!) auf "ung" das Schicksal der Menschen, die entweder Opfer oder Gewinner dieses Zuschnitts geworden sind.

Als sich im Jahr null (1945) die Rauchwolken aus den Trümmern und die Staubwolken einrollender Kolonnen aus West und Ost verzogen hatten, wurde klar, dass die deutsche Ostgrenze um ein gewaltiges Stück nach Westen gerückt war: es bildete sich in der Folge der Eisernen Vorhang. Todesstreifen wurden angelegt und schließlich eine Mauer quer durch Deutschland gebaut. Die Grenze war dicht.

Dennoch: in den letzten Kriegsmonaten hatten sich Millionen Flüchtlinge aus dem ehemaligen deutschen Osten zur Reichsgrenze durchgeschlagen - über die rettende Linie.

Im Laufe der Geschichte Europas und anderswo haben Menschen oft ihr Heil darin gesucht, die Grenze zu einem anderen Land zu überschreiten. Ein naheliegendes Beispiel sind die Hugenotten, les huguenots, und ein einzigartiges Zeugnis, das sie im Saarland hinterlassen haben: das Dorf Ludweiler im Warndt und die dortige reformierte Kirche.

Sie verweist zurück ins sechzehnte Jahrhundert auf die Anhänger der Lehre Calvins: als Mitglieder einer religion prétendue réformée, einer so genannten reformierten Religion, waren Tausende von ihnen Opfer der Bartholomäus-Nacht, der Pariser Bluthochzeit, geworden (1572). Die Nachfahren erhielten zwar eine gewisse Glaubensfreiheit durch das Edikt von Nantes (1598), ihre jüngeren Glaubens-

brüder und -schwestern jedoch fielen mit dessen Aufhebung durch Ludwig XIV (1685) in große Gewissensnöte und Verfolgungen.

In der Stadt Metz und dem Metzler Land, le Pays Messin, mitten im katholischen Lothringen, war der Druck von Amts wegen besonders stark. Mit Tricks, Maskeraden, falschen Papieren gelang es kleinen Trupps aus der Stadt zu entkommen und den (bereits existierenden) Zufluchtsort Courcelles zu erreichen; von da ging es weiter über das heutige Bannay, Brouck, Narbéfontaine, Boucheporn, Kleindal, streckenweise auf einer alten Römerstraße, zwischen Carling und Diesen, Lauterbach und Creutzwald hindurch bis an die Stelle, wo durch Rodung das Dorf Ludweiler entstand.

Die Gründung des Dorfes und der Bau der ersten Kirche (1604) wurde vom damaligen Grafen Ludwig II von Naussau-Saarbrücken, der dem lutherischen Glauben anhing, gebilligt und gefördert.

Das war seinerzeit nicht selbstverständlich. Seine Nachfolger liebten sogar zu, dass sich Christen reformierten Glaubens, Calvinisten, im Saarwerdischen ansiedelten; so entstanden die sieben welschen Dörfer.

Auf dem Hugenottenweg, dem Chemin des huguenots, bewegten sich also keine feinen Reisenden, sondern Menschen auf der Flucht mit Handkarren, Kuhwagen, Pferdegespann; Kinder und Kisten hintendrauf oder huckepack; die Angst im Nacken, von den Soldaten des Königs entdeckt und verhaftet zu werden, von Wegelagerern ausgeplündert, nicht mehr ans Ziel zu gelangen und irgendwo am Wegesrand unter einem Kreuz begraben zu werden.

Froh auch, den Dragonern und den von ihnen entfesselten Dragonaden entkommen zu sein: diese hatten sich oft im Auftrag des Königs in den Siedlungen der Hugenotten einquartiert und übten sich in allen Varianten der Gewalt gegen die Protestanten. Im Süden Frankreichs, in den Cevennen und im Languedoc, regte sich heftiger Widerstand gegen den Versuch der Niederschlagung re-

formierten Glaubens. Die Gegenreformation, die bereits im siebzehnten Jahrhundert eingesetzt hatte, kannte keinen Pardon: so wurden ganze Familien ausgerottet. Ein Beispiel hat sich tief ins allgemeine Gedächtnis eingegraben, das der Familie Durand aus der Nähe von Privas.

Darauf zielt eine Grafik in der Ludweiler Kirche: sie zeigt ein Turmverlies in der Festung von Aigues-Mortes, in der die Tochter Marie Durand während achtunddreißig Jahren wegen ihres Glaubens schmachtete, nämlich wegen ihrer Teilnahme an verbotenen Versammlungen, nachdem auch Vater und Mutter aufgrund eines Verrats verhaftet und eingekerkert worden waren; die Mutter starb nach sieben Jahren Haft, der Vater blieb vierzehn Jahre im Gefängnis; nur dem älteren Bruder Pierre Durand war die Flucht ins Ausland gelungen.

Achtunddreißig Jahre Haft: aus einem blutjungen Mädchen war bei seiner Entlassung eine (für die damalige

Lebenserwartung) alte Frau geworden. Welch ein Glaube an das Wort in diesem "Turm der Standhaftigkeit", le Tour de constance, wie man den Turm mit den beiden Verliesen nannte. In seinen Boden war das Wort eingeritzt, das den Weg der Reformierten bis in unsere Tage begleitet: RESISTER. Widersteht, seid standhaft auch in einer Grenzsituation!

Der Dichter-Philosoph Voltaire, der in der Genfer Republik Asyl gefunden hatte, griff zwei bekanntgewordene Fälle südfranzösischer Protestanten auf: den Fall Callas und den Fall Sirven und enthüllte beide als Justizirrtümer.

(Saarbrücker Zeitung vom 23./24.09.2000)

(Anmerkung: Über den Fall Callas berichtet der Autor in seinem Buch "Voltaire in Briefen - eine Portrait-Skizze", erschienen 1995 im Röhrig Verlag, St. Ingbert.)

Grenz Lebens Art

Im Forbach der Algerier:
Leilas Kopftuch in der Straße

Im Völklingen der Türken:
Miriams Kopftuch in der Schule

In meiner Kindheit im Kriege:
Der Kopfschal meiner Oma Jul
Gehäkelt, ganz in Schwarz
Der kecke Hut meiner Mutter
zu Anfang
Der Hut meiner Tante Sanni
zum Ende
Schwarz, geflochten, aus Stroh
Mit einem Schleier versehen

Am offenen Grab
Auf dem Mühlenberg

Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Freiarbeiter in Merlebach (Moselle)

Vorspann

Bei der Lektüre des *Républicain Lorrain* (RL), einer in Lothringen weit verbreiteten französischen Tageszeitung, wurde ich auf einen Artikel aufmerksam, der auch für saarländische Leser von Interesse sein könnte: "Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, Frei-Arbeiter in Merlebach (Moselle)".

I

Zum besseren Verständnis sollte sich der deutsche Leser vor Augen halten, dass Frankreich nach seiner Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 bedeutende Industriegebiete im Osten an das Zweite Deutsche Reich abtreten musste: Elsaß-Lothringen, wobei die ostlothringischen Gruben, ein Teil der Eisenerzminen und Hüttenwerke Nordlothringens, wie Hayange und Moyeuve, von nun an für ein knappes halbes Jahrhundert (bis 1918) ihren Tribut an den "Erbfeind" Deutschland leisten mussten.

Deshalb befanden sich zu Beginn des Ersten Weltkriegs (1914) die Gruben von Merlebach, Stiring und Petite Rosselle in der "Etappe" der gegen die Maas, die Somme und die Marne vorrückenden deutschen Truppen; sie lieferten die Energie für die ehemals französischen Stahlwerke der Unternehmer-Dynastie de Wendel; diese wiederum beteiligten sich deutscherseits an der Rüstung: sie lieferten Halberzeugnisse, aus denen Waffen gegen ihre ehemaligen Landsleute hergestellt wurden. **Eine verzwickte Situation für Menschen im Grenzgebiet.**

Während sich die Familie de Wendel zu Beginn des Krieges nach Paris abgesetzt hatte, wie sie es seit der Gründung der ersten Eisenschmiede in Hayange im Jahre 1704 in brenzliger Lage stets taten, erzwangen die deutschen Grubendirektoren eine höhere Tonnage. Im Verlaufe des Krieges, der nur kurz und heftig sein sollte, sich aber als hartnäckiger Stellungskrieg erwies, wurde der Mangel an Arbeitskräften für Gruben und Hütten so groß, dass man an Stilllegungen dachte. Die jungen Männer waren zum Militär eingezogen worden; die älteren Arbeiter schafften es nicht, trotz Verlängerung ihrer Arbeitszeit; die Frauen konnten nur übertage eingesetzt werden.

Da kam - im vorletzten Kriegsjahr (1917) Rettung aus dem Osten: Kriegsgefangene sollten die fehlenden Kräfte ersetzen. Es waren meist Weißrussen und Ukrainer. Aber wie sollten sie erfahrene Bergleute ersetzen? Sie taten es mehr schlecht als recht. Und dies wird, so der Autor des Artikels, Robert Schmitz, einer der Gründe dafür gewesen sein, warum sich später schwere Grubenschäden herausstellten.

Und weiter: sowohl ihre Zahl als auch ihre Unterbringung seien nicht mehr feststellbar; dafür die Tatsache, dass damals die lothringischen Hauer zusätzliche Butterbrote, Schmierer, mitgebracht hätten, um sie mit den gefangenen Kumpels zu teilen.

Als diese bei Kriegsende (1918) befreit wurden, seien die meisten in ihre russische Heimat zurückgekehrt, eine kleine Minderheit jedoch vor Ort geblieben, um sich ein neues Leben aufzubauen.

II

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs fielen das Elsaß und der anektierte Teil Lothringens an Frankreich, das sich zu den Siegermächten zählte, zurück. Das änderte sich erneut mit dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht im Jahre 1940. Und auch die deutschen

Herrn sahen sich bald gezwungen, Gefangene aus dem Russlandfeldzug zur Arbeit in den Gruben abzukommandieren, nachdem - anders als beim letzten Mal - junge Lothringer zwangsweise zur Wehrmacht einberufen worden waren; es gab auch Freiwillige.

Man schrieb das Jahr des Unheils 1942, als der erste Transport mit russischen Kriegsgefangenen in Merlebach eintraf, um den Mangel an einheimischen Arbeitskräften zu beheben. Sie wurden außer Sichtweite der Einwohner im Steinbruch untergebracht, unter strengster Bewachung.

Zurück in die Kindheit des Grenzschreibers: Ich erinnere mich noch an die zerlumpten, verdreckten und verlausten Gestalten, die in Kolonnen dahertroteten, von "unseren" Soldaten mit Maschinenpistolen begleitet, um Panzergräben auszuheben oder Panzersperren zu errichten. "Das sind keine Menschen. Denen müsst ihr aus dem Weg gehen. Sprechen dürft ihr auch nicht mit ihnen", sagte das Fräulein Lehrerin, das uns jeden Morgen stramm stehen und den Führer "schön laut" (damit er es hört!) von uns grüßen ließ.

Ein Trupp Gefangener war hinter einem hohen Drahtzaun neben der Schule eingeschlossen. Sie riefen uns zu, wollten "Kartoffel", "Brott"; einige von uns schoben ihnen ihr Butterbrot unter dem Zaun durch.

Manche erhielten im Gegenzug einen Ring aus einer Messinghülse (Patrone), mit eingefeilten Mustern verziert. Andere feilschten mit den Russen (oder Polen?) um den Preis.

Kurze Zeit danach trafen Transporte mit Ostarbeitern ein, vor allem Tschechen und Polen. Sie kamen in ein Lager mit Stacheldrahtverhau und wurden entweder zu Gemeindearbeiten abbefohlen oder halfen untertage am Stoß aus; ihre Zahl belief sich auf etwa 300. Nach der Befreiung, Libération, (1944) siedelten sich einige von ihnen in der Gegend an. Ähnliches gilt für die Italiener (80 Mann),

die 1943 als Kriegsgefangene der Badoglio-Armee hier ankamen; sie hatte Mussolini und die Deutschen bekämpft.

Auch im Saarland wurden Kriegsgefangene beziehungsweise Zwangsarbeiter nicht nur in Gruben und Hütten eingesetzt. So erzählte mir eine alte Rastpfuhlerin (Saarbrücken) folgendes:

"In der Gärtnerei am Waldfriedhof (Burbach) haben zwei gefangene Franzosen gearbeitet; der eine hieß Schosseff, Joseph, fast noch ein Kind. Ich habe immer mit beiden gesprochen. Ab und zu hab ich ihnen einen Topf mit Gequellten übergetragen, unterm Zaun durch geschoben. Wie die sich gefreut haben!

Eines Tages kam eine Krankenschwester mit seiner Adresse: seine Mutter sei schwer krank geworden, sagte sie. Da fragte er mich, wie er am ehesten nach Frankreich rüber käme.

Er kenne ja das Lager unten am Berg und das Kreuz auf der Spicherer Höhe - er solle aufs Kreuz gucken und losmarschieren, erklärte ich.

Am nächsten Tag fuhr er auf einem offenen Lieferwagen Proviant holen und konnte, als sie langsam fuhren, abspringen und sich in die Büsche schlagen. Nun, was sollten wir auch tun? Der Schosseff hat uns gefehlt. Wenn wir es aber nicht meldeten, würden wir bestraft ... Sie haben ihn im Spicherer Wald erwischt und nach Theley ins Lager gebracht."

Ironie des Schicksals im Kriege, drôle de guerre an der Grenze: jetzt, Herbst 1944, kam die Wachablösung durch deutsche Kriegsgefangene, denn der Mangel an Arbeitskräften für den Wiederaufbau war groß; die lothringischen Soldaten im Dienste des Dritten Reichs waren entweder an einer der Fronten gefallen oder noch nicht aus der Gefangenschaft entlassen worden, was erst ab Sommer des Jahres 1945 geschah.

Die deutschen Kriegsgefangenen wurden auf die verschiedenen Niederlassungen der Grube verteilt (1945) und integrierten sich ziemlich schnell, weil die Leute damals noch platt sprachen und sie sich leicht mit den Gefangenen verständigen konnten. Darüberhinaus galten sie als disziplinierte Arbeiter und besaßen Berufserfahrung und Ausbildung auf anderen Gebieten. Bald wurden sie als "Spezialisten" angesehen und gebraucht.

Und Robert Schmitz fragt in seinem Rückblick auf diese Zeit: Wer von den Ehemaligen auf Reumaux erinnert sich nicht an Werner, diese Naturkraft, die imstande war, sich ein Bohrgerät von über hundert Kilo aufzuladen und zu transportieren, oder an den langen Heinz, an Jochen in Vouters, Alfred in Cuvelette?

Ende 1947 wurde die Gefangenhaltung offener. Ein Jahr später bot man den Männern den besonderen Status von "Frei-Arbeitern", travailleurs libres, an. Viele von ihnen machten davon Gebrauch, blieben bei der Grube, wurden Teil der Bevölkerung. Und mehr als die Hälfte beantragte und erhielt nach ein paar Jahren die französische Staatsbürgerschaft.

(Saarbrücker Zeitung vom 30.09./01.10.2000 , 1. Teil; Saarbrücker Zeitung vom 07.10./08.10.2000 , 2. Teil)

(Anmerkung: "Elsaß-Lothringen" bestand aus den beiden elsässischen Departements (Haut-Rhin, Bas-Rhin), dem Mosel-Departement (Moselle) und dem östlichen Teil des Departements Meurthe-et-Moselle; die Hauptstadt Nancy (Nanzig) blieb jedoch französisch.)

Leit Kultur Art

Hallo, wie finden Sie denn Leitkultur“?

Och, wenn man sucht, ganz leicht:

De Enkel von de Berschleit, Mitteleit umm
annere Leit

Verkehre bei uhs und kaafe Cola light.

Und wo finden Sie „Leitkultur“?

In den Köpfen mancher CDU-Leit und
Demnächst im Großwörterbuch

Larousse: kurz vor dem „Leitmotiv“ -

Zu Ehren deutscher Leiter und Führer!

Langer Satz - verkürzte Wörter

Wer, wie es die VHS Völklingen mehrmals getan hat, eine Reise in den Norden Lothringens wagt, erfährt einiges über die Geschichte des menschlichen Fleißes, industria, seiner mechanischen Erfindungen, aber auch über Leben und Werke der Menschen des vorindustriellen Zeitalters. So gelangt der Reisende über Thionville, Hayange, Longuyon in die Nähe von Longwy - nach Marville, einen zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts bedeutenden Marktflecken im heutigen Département Meuse.

Im vergangenen Sommer machte Marville von sich reden: nicht wegen seiner Häuser aus gelbem und rotem Sandstein in der Grand'Rue, der prächtigen Kirche St. Nicolas oder der Kapelle St. Hilaire mit ihren spätgotischen Grabdenkmälern, sondern wegen eines in der Nähe gelegenen ehemaligen Nato-Flughafens. Der soll nun, so heißt es in der Amtssprache, einer neuen Verwendung zugeführt werden.

Neulich noch einmal bestätigt wurde das in einer Sitzung im Rathaus von Sténay. Und das las sich im Est-Républicain, einer im Westen und Süden Lothringens weit verbreiteten Tageszeitung, so:

"Die verantwortlich Gewählten und Einwohner des Département Meuse, der Region Lothringen und der Grenzregion Montmédy, versammelt am 26. Juli 2000 in Marville, nehmen nach Anhörung von Claude Biwer, Bürgermeister von Marville und Vorsitzender der Vereinigung der Gemeinden sowie stellvertretender Vorsitzender des Generalrats, der ihnen eine Studie über industrielle, wirtschaftliche und flugtechnische Nutzung vorgelegt hat, die auf der gesamten Fläche der ehemaligen Luftbasis von Marville Platz greifen könnte, Kenntnis von der Absicht des Pariser Innenministeriums, dieses flache Gelände einem evangelischen Verein für christliche Zigeuner zu überlassen, wobei die Räte den unabweisbaren Bedarf an Ar-

beitsplätzen in der Gegend herausstellen, partie intégrante du bassin d'emplois de l'exsidérurgie (ehem. Stahlerzeugung), considérant l'incompatibilité qui existe entre les besoins économique et toute concentration humaine, demandant au président de la communauté de communes de maintenir sa proposition d'achat de l'ensemble des terrains du site, ersuchen sie die Ministerien, die Präfekten des Département Meuse, der Region und die zuständigen Stellen, dem Anliegen der Vereinigung der Gemeinden der Grenzregion Montmédy zu entsprechen und fordern von der Regierung dringende Maßnahmen zur Schaffung von Arbeitsplätzen, deren erster Teil die Berücksichtigung der Vorschläge der Gemeinschaft der Gemeinden wäre, um seine Projekte verwirklichen zu können."

Uff! Beauf!

Kurz: die langue de bois, die hölzerne Sprache, die verkaterte Zunge der Politiker, hat zugeschlagen. Wie im Lateinunterricht, wenn Cäsars lange Sätze zu Kopfschmerzen führten. Wussten die Empfänger dieses Communiqués am Ende des Textes noch, was seine Verfasser wollten? Oder sollte das gar nicht so klar sein, da es eine Absage an die *Z i g e u n e r* (s. a. Chambley) beinhaltet? Oder sollte der Beweis geliefert werden, dass man sprachlich durchaus mit den Pariser Parlierern mithalten kann?

Im übrigen ist Frankreich eher europäischer Vorreiter beim Abkürzen von Wörtern: bekannte Zeitschriften nennen sich nicht mehr *Nouvel Observateur*, sondern *Nouvel Obs*, nicht mehr *Figaro Magazine*, sondern *Fig Mag*, erscheinen als hebdo, nicht als hebdomadaire, nicht als *Humanité*, aber als *Huma*, Zeitung des PCF, der Kommunistischen Partei Frankreichs. Sie ist an der Regierung YoYo's (Jospins), des sozialistischen Premiers, Chef des PS, der sozialistischen Partei, beteiligt, der FaFa (Fabius), Ché (Chevenement) und DSK (Dominique Strauss-Kahn) ebenfalls angehören, obwohl die beiden Letztgenannten aus der Regierung ausgeschieden sind.

Die cohabitation, das Beiwohnen, zwischen dem linken YoYo und dem rechten Chichi (Chirac, Präsident) klappte bis zur Veröffentlichung einer Videokassette des inzwischen verstorbenen Monsieur Méry, eines Geldsammlers für den RPR, die Gaullistische Partei, ziemlich gut; seitdem zerren und zausen sich Staatspräsident und Premierminister, wann und wo sie nur können.

Frankreich, wie es lacht: im Canard enchaîné, einer satirischen Wochenzeitung, fragt ein Sportler, Teilnehmer der JO, Jeux Olympiques, ob in Zukunft die Gedopten nicht eigens eine Olympiade veranstalten sollten?

Die Verkürzung der Wörter ist längst fortgeschritten: für das regnerische Wetter des letzten Sommers, la météo (météorologique), gab es keine bénef, bénédiction, nicht einmal für einen pro, professionnel, einen Bauunternehmer zum Beispiel; auch halfen keine apéros, apéritifs, kein vin d'honneur, kein Ehrenwein, schon gar kein vin d'horreur, kein Schreckenswein, der höchstens dazu beigetragen hätte, ein concert d'orgue, ein Orgelkonzert mit einem concert d'orgie, einer Orgie, zu verwechseln.

Eine scheinbare Neugeburt ist das Adjektiv abracadabrantésque, verblüffend; Chirac hat es neulich in Bezug auf die Enthüllungen von Méry benutzt. Aber wie AFP, Agence France Presse, meldet, geht es auf Arthur Rimbaud zurück. Dies ein Nachweis für die literarische Bildung des Staatspräsidenten, Absolvent der ENA, Ecole nationale d'administration.

(Saarbrücker Zeitung vom 14./15.10.2000)

(Anmerkung: Zum besseren Verständnis habe ich Teile des "Satzes" ins Deutsche übersetzt. K.B.)

Grenz Mund Art

Im Magasin

Bonjour, madame!

Bonjour, monsieur! Que desirez-vous?

E bouteille d'eau minérale.

Une eau gazeuse. Sie hädde gäre a Sprudel?

Jo, e Gerolsteiner, wann's geht.

Hammer net. Awwer e Contrex odder e Vichy.

Dann hol ich e Vichy Célestin. Oder besser: e Vichy Pétain!

Wieso? Ach so! Mir mache kä Politik. Ben voilà Eier Célestin. Et avec ça?

Ça serait tout, madame. Combien?

Six francs dix, met Pfand.

Dix francs.

Et voilà trois francs quatre-vingt dix centimes de retour.

Au revoir, madame.

Off Wiedersehn, monsieur.

Wartehallen - eine Inszenierung zum Nachdenken

In Forbach machen sich in diesem Herbst nicht nur die Auswirkungen von El Nino und la Ninâ bemerkbar. Neben dem böigen bis stürmischen Regen in der Stadt gab es neulich im Stadtrat heftige Niederschläge, hervorgerufen durch das "Musée Jean Osinski" eines einheimischen Künstlers (27), das aus drei Wartehallen und einer "Galerie" in der Rue nationale besteht.

Osinskis Idee wurde von dem Regisseur Jean-Michel Bruyère ins Werk gesetzt. Man ging aus von der in der Region weit verbreiteten Tatsache der "Abwesenheit von Arbeit", l'absence du travail, und ihren Folgen: der Sorge, le souci oder der Scham, la gêne, dass sie die Gesellschaft verlegen machen würden.

In der langen Zeit des Abbaus von Arbeitsplätzen der Montanindustrie ist die Arbeitslosigkeit ein ebenso lang andauerndes Problem. Vielen Menschen geht es unter die Haut; nicht nur den unmittelbar so genannten Betroffenen.

Ich sitze wie jeden Mittwoch in der Médiathèque von Forbach, oben in der mezzanine, einem geräumigen Dachjuchhe, und kann - den Blick nach links unten gedreht - einen der salles d'attente, Wartesäle, sehen. Ich ging sogar hinein: drei mit den Rückenlehnen aneinander befestigte Plastiksitze ganz in Weiß, in den vier Winkeln des Kubus aus Glas je ein hochkantiger Spiegel, Zugluft aus allen Ecken und Kanten, der Boden mit einer Gummimatte belegt und Kippen, Schnipsel, Dosen und Pfützen, so dass ich als Besucher kein trockenes Plätzchen fand. Aber das sind nicht die Folgen einer artistischen, sondern einer metereologischen Inszenierung.

Keine Bange! Denn das Werk war für einen goldenen Herbst gedacht. Der Besucher möge - wie Didi und Gogo bei Beckett - warten-

auf den oder das, was ankommen soll, sich dabei aber nicht mit Geschwätz die Zeit vertreiben, sondern gesammelt der Nachricht oder des Heilands, Sauveur, an-denken.

So stehe ich da, versuche, in mich hineinzuschauen, das Viele, Beliebige, das mir im Kopf herumgeht, zu verscheuchen und nur an das Eine, das heißt: an Nichts zu denken. Aber weder das Eine noch das Andere will stillhalten, damit ich es erkennen kann. Nur führt dieser ständige Wirbel von Gedanken zu dem Schluss: ich habe überhaupt Gedanken und nicht nur Ungedanken! Wen sollte ich noch erwarten? Wen oder was? Eine erlösende Person, ein erhebendes Ereignis? Nein, die Zukunft, meine Zukunft würde abnehmen, in dem Maße, in dem meine Vergangenheit zunimmt. Nur die Gegenwart zählte noch: sie speiste sich aus dem vielen Vergangenen und dem wenigen Zukünftigen.

Nachmittags raffte ich mich auf und lasse mich unter aufgespanntem Schirm in den Ausstellungsraum, die Galerie, treiben. Mich erwartet dort, was ich mit (Arbeits-) Losigkeit bezeichnen möchte: fünf leere Stühle auf weißem Boden, weiße Decke - das Fehlen von Menschen, von Farben: weiße, grau beschriftete Wände, drei Kugellampen, brennend, eine Stehlampe, brennend, vier Lautsprecher auf dem Boden, stumm, eine Videokamera, abgeschaltet, und ein großer Bildschirm an der Wand, dunkel; lediglich ein Fries mit Fotoportraits des Künstlers und ein paar Sätze oder Satzteile, wie „Jean Osinski ne fait rien“, „J. O. macht nichts“, oder „en temps perdu réel“, in „tatsächlich verlorener Zeit“, das Wort *interinactivité*, Zwischenuntätigkeit.

Plötzlich bemerke ich noch einen Gegenstand: auf dem Boden liegt ein zusammengefalteter weißer Schirm. Also bin ich doch aktiv! Darf das - dem Kunstwerk entsprechend - sein? Warum dann die Schrift, diese deutlichen Zeichen, dem Besucher nahelegen, doch an etwas Bestimmtes zu denken? Keine Konsequenz bis zum Letzten? Hatten Künstler und Regisseur Angst vor der totalen Leere?

Dieses Warten vermittelt alles andere als Entspannung: ich spüre, wie an-gespannt, attentif, ich bin; als ob ich mich gegen einen gedanklichen Sog in ein Schwarzes Loch wehren müsste, gewiss eine anstrengende Tätigkeit, eine Arbeit im Sinne von Mühsal, Not.

Als ich mich einmal umdrehe, um durch die große Scheibe auf die Straße zu blicken, macht mir ein Passant ein Zeichen, das nicht misszuverstehen ist: da drinnen sitzt ein Spinner, ein Schwachsinniger. Hat der nichts Besseres zu tun?

So oder ähnlich muss es auch den recht- und linkschaffenen Ratsmitgliedern von Forbach ergangen sein, denen, die kein Verständnis für dieses Kunstwerk aufbringen konnten. Wie hoch waren die Kosten für dieses Nichtstun im Rahmen der Mission 2000? Würde diese installierte Spiegelung Klarheit schaffen oder trübte sie die Situation noch mehr ein? Lauter Fragen - und das ist eine der Aufgaben der Kunst: das, was allgemein und widerspruchlos akzeptiert ist, in Frage zu stellen; bildhaft, sinnhaft und so, dass der Besucher ohne weitere Umstände sich selbst diese Fragen stellt und, wenn er Glück hat, die eine oder andere Antwort darauf findet.

(Saarbrücker Zeitung vom 21./22.10.2000)

Neo Nazi Art

„Ich bin stolz darauf,
ein Deutscher zu sein!“

Deutsch zu sein
sein oder werden,

ein echter Deutscher
deitsch ze sin,
newohr :

grind-lich

pinkt-lich

sau-wer -

so e ganzer deitscher
Deitscher!

Halbtags in Forbach

Durch ein Spalier von parkenden Autos kurve ich die Metzger Straße (Saarbrücken) hoch, einst verkehrsarme Ausfallstraße nach Frankreich. Heute gilt: Freie Fahrt dem freien Bürger - in die Sackgasse!

Es ist noch nicht ganz so weit; denn langsam komme ich zur Neuen Bremm, passiere zur Linken die Stelle, an der sich während des Zweiten Weltkriegs das "Lager des langsamen Sterbens" befand: Männer und Frauen, die sich im Entengang um einen Löschteich bewegen oder sich, auf eingeseiften Brettern stehend, über Wasser halten mussten, bedroht von Wachhabenden mit Karabinern im Anschlag.

Fast in Vergessenheit geraten! Schnell und sicher bin ich vorbeigefahren.

Die Baracken der alten Zollstation Goldene Bremm sind noch da, die Zöllner meist nicht mehr: *Avez-vous quelque chose à déclarer?* Was zu verzollen? Nä, hatten wir nie. Non, Monsieur, rien à déclarer. Nur diese Erklärung, *déclaration*, die wir zu verzollen hatten!

Übergangslos gelange ich nach Stiring-Wendel, das in seinem Namen an die Familie de Wendel, Industriearistokrat Nord- und Ostlothringens, erinnert - Hüttenwerke, Kohle- und Erzgruben, lange Zeit die Gegenspieler der Röchlings (Völklingen), eines Patronats auf deutscher Seite. Nach dem Niedergang der Montanindustrie werden hüben und drüben Anstrengungen unternommen, einen Wandel herbeizuführen, neue Jobs zu schaffen, die Arbeitslosigkeit zu senken. Die Misere liegt über Tage.

Mich erwartet meine Arbeit als Grenzschriftsteller in der Stadtbücherei, la Médiathèque, von Forbach. Im Rückspiegel habe ich eben das Straßenschild erkannt: Rue nationale. Nationalstraße wäre in Deutschland ein Unding, in Frankreich mit seiner scheinbar ungebrochenen

Tradition eher eine Selbstverständlichkeit. Im Dritten Reich hießen die Hauptstraßen Adolf-Hitler-Straße, im besetzten Forbach (1940) just die heutige Rue nationale!

Ob ich jetzt einen der unbezahlten Parkplätze im Zentrum ergattern kann? Die Chance steht nicht schlecht, denn heute ist Mittwoch, mercredi, und obwohl es der Tag des Merkurs, le jour de Mercure, ist, findet kein Markt statt: Markttage sind der Dienstag und Freitag - kunterbunt und kauderwelschig, orientalistisch und kakophonisch.

Allseitige Begrüßung im Eingang zur Médiathèque. Die kurzen Gespräche laufen reibungslos ab: auf französisch. Dass das eine oder andere deutsche Wort verstanden wird, ist schon ein Glücksfall, kann auch einen kleinen Unfall hervorrufen! Die französische Sprache hat sich an der Ostgrenze festgesetzt. In Deutschland müssen nicht einmal die Türken, größte Minderheit, Deutsch lernen.

Oben unterm Dachjuchhe, in der mezzanine also, lese ich die gesammelten Zeitungen des *Républicain Lorrain*, schneide Artikel aus, versuche per Handtelefon Kontakte zu knüpfen, rufe an ins Ausland nach Saarbrücken und bereite mich vor auf ein Interview im Rathaus - für heute Nachmittag.

Um fünf Minuten vor zwölf ist das Haus zu verlassen: Mahlzeit! Bon appetit! Hinter mir werden die Türen abgeschlossen, pünktlich. Und diese Pünktlichkeit ist preußisch und ausschließlich. Bin schon draußen. Gleich um die Ecke in einer Bar, wo ich ein Bier, un demi, bestelle. Als Aperitif sozusagen. Die Serviererin lässt einen Strahl Bier in das senkrecht gehaltene Glas schießen, in dem der Schaum bis an den Rand aufsteigt, aber wieder schnell verschwindet; ein zweiter kurzer Strahl füllt das Glas; mit Schwung knallt es die Serviererin vor mich auf den Tresen. Von wegen: sieben oder acht Minuten auf ein Pils warten wie bei uns!

Im algerischen Restaurant geht es gemütlicher zu. Der Wirt, ein Algerier, berät mich freundlich. Der *couscous maison* schmeckt nach

Original, der Wein nach einer Stelle des Rhône-Tals, nachdem ich dem algerischen eine gewisse Süße unterstellt und ihn abgelehnt habe. Immerhin regen die Düfte des am Nebentisch ausgegossenen Jasmin-Tees, die Bilder an den Wänden, die Keramiken mit arabischen Schriftzeichen, die fein ziselierten Kannen und Platten zum Nachdenken an über meine Reisen dorthin: in das Land mit seiner Revolution durch das Volk und für das Volk und dann der Militärs und der Funktionäre, schließlich der Moudjahidin, der Widerstandskämpfer, die sie nur noch dem Namen nach sind. Und freue mich dagegen, dass Assia Djebar den diesjährigen Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten wird. Ein Wunder - ihre zerbrechliche Kraft des Schreibens.

Bei meiner Rückkehr in die Dachstube ist es für eine Siesta zu spät, nicht einmal für eine minutenlange im Aufrechtstehen. Im dritten Alter zählt die Zeit deutlicher als früher im Leben.

Das Gespräch im Rathaus verläuft wie erwartet: Fragen, Antworten: Oui, Sarrois de souche et de louche. Ja, Saarländer vom Schlag und vom Löffel, Fotos für die Zeitschrift Vivre à Forbach ...

Auf der Heimfahrt fällt mir ein, dass ich die Zeitungsausschnitte liegen gelassen habe; vor allem den mit dem Foto der hübschen sechzehnjährigen Miss Freyming-Merlebach. Sie wird ihre Stadt gewiss würdig vertreten, wenn es um die Krone Lothringens geht: was gibt es Schöneres als Schönheit und Jugend, diese aus der Neuen in die Alte Welt rückimportierten Tugenden?

(Saarbrücker Zeitung vom 28./29.10.2000)

Un séjour à Forbach

Monté la rue de Metz à Sarrebruck, je descends ensuite vers la Nouvelle Brème: laissant sur la droite le cimetière central et l'ancien camp de concentration nazi sur la gauche - chapitre effrayant de l'histoire de la région frontalière.

Temps passé. Temps dont le souvenir demeure.

Suivant la Route nationale 41, je passe la station de douane de l'époque: les baraques et parfois les gendarmes sont encore là, mais la barrière et les douaniers ont disparu - ainsi que leurs contrôles et la question stéréotype: Avez-vous quelque chose à déclarer? Et notre réponse immédiate: Non, Monsieur, rien à déclarer!

Sauf cette déclaration!

Après la Brème d'or, j'atteints Stiring-Wendel, nom qui indique l'influence de la Famille de Wendel sur le Bassin Houiller, les carreaux de l'est mosellan et les usines du nord, influence qui a formé la vie privée des ouvriers et de leurs familles ainsi que la vie communale avant les grands changements industriels d'aujourd'hui. Les petits-fils visitent maintenant l'exposition "L'Aventure du travail" à Petite-Rosselle.

Mon petit travail d'écrivain transfrontalier m'attend dans la Médiathèque de Forbach. Je viens de passer la frontière des deux communes Stiring et Forbach, reliées par la Rue nationale, dénomination non usuelle en Sarre à cause de l'histoire du 3ème Reich.

D'ailleurs, pour l'étranger ou le touriste, les villes de cette agglomération sont difficiles à distinguer.

En arrivant au centre de Forbach, le jeu habituel commence: chercher une place de stationnement. On peut réussir autour de l'Hôtel de

ville - surtout le mercredi, le jour de Mercure (mercurii dies, lat.) parce qu'il n'y a pas de marché ce jour-là!

Des salutations mutuelles à l'entrée de la Médiathèque. On connaît déjà l'habitant de la mezzanine et son occupation: lire des journaux, des revues; contacter quelqu'un par téléphone, prendre des notes et sortir vers midi pour se restaurer - Mahlzeit! Bon appétit!

D'abord, il va prendre un apéro (au lieu d'un apéritif) réfléchissant à la tendance formidable qu'ont les français à abrégé les mots. C'est vraiment une cata.

Ensuite, il entre dans un restaurant et étudie la carte avant de commander: malgré l'offre d'un menu du jour, les repas lui semblent plus chers qu'en Allemagne; il faut bien choisir. Aujourd'hui il a choisi un restaurant algérien. Il aime bien le couscous. Il aime aussi à songer de ses séjours en Algérie, l'Algérie d'avant la guerre, moins d'après la Revolution par le peuple et pour le peuple. Où est resté L'été à Tipasa? (A. Camus)

De retour dans la mezzanine, il préférerait faire une sieste, mais ce n'est pas possible au cours de sa mission. C'est ainsi qu'il lit le livre d'une Forbachoise, Mme Josyane Perrin, dont le titre est "Mon enfance bafouée". Il veut la rencontrer bientôt.

Subitement, il est grand temps de se rendre à la Mairie: réunion avec le rédacteur de la revue Vivre à Forbach. Il doit être présenté dans l'édition du mois de novembre. Publicité nécessaire.

En rentrant à Sarrebruck, je remarque que j'ai oublié d'emporter mes coupures de presse, entre autres le récit de l'élection de Miss Freyming-Merlebach, très belle fille de seize ans qui doit représenter la ville au prochain concours - après avoir représenté la ville un instant pour moi seul extra. Encore une abréviation!

Schul Art

Schulkantinen Freyming-Merlebach

Le boeuf à la mode

Le bœuf à l'école:

Supprimez les steaks!

A la mode, à l'ancienne

Verdrückt die Hembörgers!

Les beaufs à la mode

Restaurez les restaurateurs!

Le bétail est dans le détail.

"Mon enfance bafouée"

Josyane Perrin

Eine "zerschlagene" Kindheit

Seit seinem Erscheinen Anfang September macht ein im Pariser Verlag Fayard erschienenes Buch von sich lesen und seine Autorin Josyane Perrin von sich reden: das Buch der Forbacherin, Mutter von zwei Kindern und Filmvorführerin in einem Kino, beschreibt die buchstäblich zerschlagene eigene Kindheit in einer Metzger Familie. Die Autorin war das vierte von insgesamt zehn Kindern einer "Mutter, die zu den Personen zählte, die sich ständig rächten und die nichts davon abhielt; sie liebte mich nicht und war stets bereit, allen Ärger des Lebens an anderen, vor allem an mir, auszulassen."

Das äußerte sich darin, dass die kleine Josyane von ihrer "Mutter" mit Schlägen überhäuft, an den Haaren gezerrt und in den Keller geworfen wurde. Mit dem Schlagen, steht in dem autobiografischen Bericht, der kein Roman sein will, habe die "Mutter" erst aufgehört, wenn ihr die Hände wehgetan hätten - eine alltägliche Hölle, in der blanker Hohn und Hass das Verhältnis der Erwachsenen zum Kleinkind bestimmten. Ins Gesellschaftliche übertragen handelte es sich wohl um einen Fall moderner Sklaverei; es gab und gibt sie noch heute in vielen schillernden und stumpfen Facetten, besonders in Familien, die an der Armutsgrenze leben.

So beginnt das Buch mit der Szene, als das Kind im Alter von sechs Jahren diesem Inferno des Banalen zu entkommen versucht: "Seit zwei Tagen schneite es. Der Schnee hüllte Metz in einen dicken weißen Mantel. Mir war schwindelig, ich hatte weiche Knie, und ein eisiger Wind stach mir grausam ins Gesicht ... Ich musste dringend einen Unterschlupf finden, wo ich die Nacht verbringen konnte."

Das Mädchen findet Zuflucht im Keller eines Hochhauses (HLM); zwei oder drei Kartons aufeinander gelegt dienen ihm als Liege, ein dreckiger Sack als Kopfkissen: "Ich rannte in einen schwarzen Tunnel; eine Horde Ungeheuer verfolgte mich, und es gelang mir nicht, einen Ausgang zu finden. Es war schrecklich."

Schließlich wird das Mädchen gefunden und nach Hause gebracht. Dort erhält es wiederum entsetzliche Prügel von seiner "Mutter". Später kommt die kleine Josyane auf Betreiben eines Arztes in ein Heim für misshandelte Kinder. Dort erfährt es Verständnis und Freundschaft und lernt andere Schicksale kennen, die dem seinen ähnlich sind.

Die Angst kehrt wieder, sobald die "Mutter" zu einem ihrer Besuche im Heim antritt: "Während zwei Stunden hörte ich nichts als Beschimpfungen und Knirschen mit den Zähnen". Aber mit der Zeit festigt sich ihr Inneres, und der Unterricht eröffnet ihr neue Horizonte. Bis der Tag (des Schreckens) anbricht, an dem ihr die Heimleitung ankündigt, dass sie nach Hause entlassen würde. Für das heranwachsende Mädchen bedeutet das einen Rückfall in die Sklaverei. Es erweist sich auch als solcher. Zu Hause fragt sie die "Mutter" im Tone der Fürsorge: "Warum weinst du? Bist du nicht froh, wieder hierher zurückgekehrt zu sein? Welche Undankbarkeit, liebe Tochter!"

Eines Tages gelingt ihr dennoch die Flucht, nicht ohne ihrer Peinigerin einen langen Brief zu hinterlassen, in dem es heißt (Auszug): "Mutter, heute gehe ich weg und überlasse dich deinem Zorn. Ich komme nicht wieder. So kann ich auch weggehen, ohne dir eine Erklärung zu geben ... Ich möchte, dass du weißt, wie ungleich, anhaltend und Kräfte zehrend dieser Kampf zwischen uns war ..."

Das Buch, dessen Manuskript der in Forbach lebende Schriftsteller Roger Bichelberger zur Veröffentlichung empfohlen hat, ist ein lezenswerter, weil gradlinig und sprachlich gewandter Bericht aus unserer Grenzregion. Er liefert - abgesehen vom berührenden Einzel-

schicksal - Teilchen eines Tableaus, das die sozialen Missstände und Widersprüche zu Beginn der sechziger Jahre mitliefert. In dieser Zeit, der Zeit vor der Pille, gab es keine sichere Familienplanung. Die Zahl der Kinder im Arbeitermilieu erreichte häufig zehn oder mehr. Unter den finanziellen Belastungen war an eine vernünftige Erziehung nicht zu denken, zumal die Mütter selber noch zur Arbeit gingen. Es gab noch so etwas wie Vollbeschäftigung mit (teilweise) negativen Folgen für das Familienleben.

In einem mir vorliegenden Bericht einer Saarländerin, die es letztlich auch geschafft hat, ist zu lesen:

"Ich ging also mit Pierre (dem Vater meines ersten Kindes) nach Forbach zurück. Wir wohnten vorläufig bei seinem Vater. Dort wohnte auch die Familie seines Bruders, die selbst schon fünf Kinder hatte. Die Wohnverhältnisse waren eher schlecht. Wir kannten uns noch nicht lange genug, um so dicht aufeinander zu sitzen. Trotzdem heirateten wir ... Es stellte sich bald heraus, dass mein Mann nicht aus Liebe zu mir zurückgekommen war. Als seine Mutter das Foto von René (Kind) gesehen hatte, musste sie wohl gesagt haben: "Pierre, das ist dein Sohn! Er sieht genau so aus wie du, als du klein warst. Endlich mal ein Junge!" ... Sein Bruder R. hatte nämlich zur gleichen Zeit fünf Töchter. Den ersehnten Sohn gab es nie. Es folgten noch fünf Töchter ... Jeden Abend kam Pierre betrunken nach Hause. Er hatte dann Augen wie ein Teufel: stechend und böse. Nach und nach steigerte sich das, bis er zum ersten Mal zuschlug. Die ganze Familie sah es, doch niemand konnte es ändern."

(Saarbrücker Zeitung vom 04./05.11.2000)

Grenz Schreib Art

Ich passiere die Grenze:
keine Zöllner
keine Schranke –

Passiert:
die Grenze war
mitgefahren
inmir.

Plakat Nr. 2
November 2000

Zugeben und Abgeben

Wie das Leben so spielt: hier mal ein Quentchen Glück, da mal eine Strähne Pech, und umgekehrt; ein Auf und Ab, ein Ab und Zu. Der Mensch, der "nicht den Bäumen widersprechen sollte" (Nicolas Boileau-Despréaux), tut gut daran, auch der Bewegung dieser Welle nicht widerstehen zu wollen, sondern zu- und abzugeben.

Die Zugabe am Ende eines gelungenen Konzerts mag uns willkommen sein; die Zinsen zum Kapital am Ende eines Jahres ebenso wie die Bescherung an Weihnachten. Weniger angenehm ist da die Abgabe, die uns als Gebühr, als Wege-, Stand- oder Parkgeld abgefordert wird, Teil des Medusenheads der Steuern, das uns zu bedröhen oder zu bestrafen scheint.

Die Parkgebühr ist eine verhältnismäßig junge Form der Abgabe. Sie hat sich vom manuellen Abkassieren über das mechanische Drehen eines Uhrzeigers bis zum Drücken eines elektronischen Knopfes entwickelt. Natürlich ist nach wie vor der Einwurf einer oder mehrerer Münzen notwendig für ihr Funktionieren. In der Regel ist sie eine städtische Erhebung. So auch in Völklingen, der Stadt eines Weltkulturerbes der Industrie.

An diesem Morgen, Ende Oktober, will ich ins Alte Rathaus und parke, da ich Gepäck zu schleppen habe, in der Bismarckstraße, ganz in der Nähe meines Ziels. Inzwischen habe ich erfahren müssen, dass in dieser Stadt streng über die Einhaltung der Parkordnung gewacht wird. Erbe einer preußischen Verwaltung?

Also werfe ich behutsam eine Mark plus einen Fuffziger in die Uhr und drehe den Zeiger bis zum Anschlag: leider befindet sich der bei fünfunddreißig Minuten anstatt bei einer vollen Stunde. Macht nix!, denke ich. Der pure Leichtsin. Denn als ich nach genau einer Stunde und vier Minuten zurückkomme, klemmt ein Strafzettel am Wischer, ausgestellt zehn Minuten vor Ablauf der Stunde!

Obwohl sich die Sache später beim Ordnungsamt kostenlos regeln lässt, stelle ich mir die Frage: Muss die Stadt so rasch auf die "Sünder" zugreifen? Passt das ins Bild, das die Miterbin einer Weltkultur von sich selbst entwerfen möchte? Es gibt daneben ein City-Parkhaus. Das zeichnet sich (leider) durch Wasserpfützen am Eingang, zu niedrig gehaltene Decken, für den Fußgänger zu schmale Steige nach draußen und eine gefährliche Leitung nach drinnen aus. Wo bleibt da die bundesweit zitierte Leitkultur? Stammen doch die meisten von uns von Bersch-leit und Hitze-leit ab und haben daher einen Anspruch auf Leit-Kultur! Oder?

Drüben in Lothringen, in Forbach zum Beispiel, geht man lässiger mit diesen Dingen um, *laissez passer* Wer mit seinem Wagen dorthin fährt, hat die Chance, im Zentrum einen gebührenfreien, *non payant*, Parkplatz zu bekommen. Großzügig lässt die Stadt Besucher oder Bewohner der umliegenden Gemeinden des Distrikts ihr Gefährt auf unbegrenzte Dauer frei parken.

Aber nicht überall in Forbach waltet solche Großzügigkeit, *générosité*: ausgerechnet nicht in der Passage de Voelklingen, die von der Hauptstraße zum Markt und zur Médiathèque führt, wo ich jeden Mittwoch arbeite. Und ich schwöre Ihnen: es regnet den ganzen Herbst über jeden Mittwoch! Also trete ich eilig an die Parkuhr und werfe ein Zehnfrancsstück für eine zweistündige Parkzeit ein. Dann warte ich auf die Rückgabe von vier Francs, da die Gebühr sechs Francs beträgt. Nichts geschieht; dafür tritt ein Beamter der *Police municipale* heran und zeigt, als ich reklamiere, auf eine winzige Schrift, aus der hervorgeht, dass aus diesem Automaten keine Geldrückgabe erfolge. *La Ville* hat automatisch kassiert. *Rien de retour*.

In lothringischen Städten gehen nicht alle Uhren gleich: in Verdun oder Thionville zum Beispiel halten sie an, sobald die Glocken von den Türmen Mittag läuten und die Büros und Läden sich plötzlich leeren. Mahlzeit! *Bon appétit!*, scheinen sie zu sagen und entlassen

den Parker für zwei volle Stunden (kostenlos) in die Pause. Ein Signal der altehrwürdigen Essenskultur Frankreichs, der Vor-Mc-Do-Zeit?

Solche Leitkultur stünde auch den Verwaltern des Weltkulturerbes gut an; es zeugte von Geschmack und förderte die Gaumenfreuden von Einheimischen und Besuchern, die sich in Völklingen an den Mittagstisch setzen, wohlverdient oder nicht.

(Saarbrücker Zeitung vom 11./12.11.2000)

Über Grenz Art

Aréal Noir

Falsche Rechnungen in Metz/Nancy

Fausses factures, caisses noires

Les faussaires de Paris

Le Président de la République:

Chichi, chicane, chienlit

Soweit das Auge reicht.

Reicht es:

Retour au tribunal!

Richtige Richter, falsche Zeugen,

Ab in den Knast, sofort!

So fort?

Nein, jetzt reicht's.

Eine Episode?

Eine Epoche?

Eine Epidemie!

Gefallene auf beiden Seiten

Historisch gesehen scheint die Sache ziemlich einfach gewesen zu sein: am 11. November 1918 unterzeichnete im Walde von Compiègne der Zentrumspolitiker Erzberger auf Weisung der Obersten Heeresleitung mit den Alliierten den WAFFENSTILLSTAND, l'Armistice. Dieser sah u. a. die Räumung Elsaß-Lothringens von deutschen Truppen innerhalb von 14 Tagen vor. Das zuvor annektierte Gebiet (3 Départements) fiel an Frankreich zurück. Das Saargebiet wurde (1919) unter die Verwaltung des Völkerbunds gestellt, seine Kohlengruben Frankreich zugeschlagen.

Nüchterne Daten. Aber auf beiden Seiten war unermessliches Leid geschehen. Mehr als bloße Spuren sind bis heute zu besichtigen: man besuche einmal Douaumont (bei Verdun) ...

Während Verdun, Weltstadt des Friedens, auch eine "mythische Stadt des Großen Krieges" sein möchte, ist der 11. November ein offizieller Gedenktag an die Toten des Ersten Weltkriegs. In fast jedem Dorf Frankreichs wird durch ein Monument des Morts, eine Tafel, ein Obelisk, eine Plastik, die Erinnerung daran wach gehalten. Das liest sich im Est-Républicain so:

Mémoire: souvenir source d'avenir, Gedenken: Erinnern - Quelle der Zukunft, und Wörter in Titeln der Zeitungen: *Un rituel, L'union sacrée des anciens combattants, Cérémonie impressionnante, L'éclat des médailles*, zuguterletzt ein Foto, auf dem der Älteste, ein hundertfünfjähriger ehemaliger Soldat im Rollstuhl sitzend zu sehen ist, zweimal verwundet, aber bescheiden geblieben und froh, dass er an dieser Feier teilnehmen darf.

Dies mag im Département Meuse noch angehen. Was aber ist mit dem Gedächtnis im grenznahen Raum Lothringens, zum Beispiel in Thionville, in Freyding-Merlébach, in Forbach? Würde von den Menschen dieser Region eine Einladung, wie sie die Bürgermeiste-

rin von Vigneulles (Meuse) an alle Einwohner verteilen ließ, auch verstanden und angenommen: "Wie jedes Jahr lädt Sie die Gemeinde im treuen Angedenken ein, an den verschiedenen Feierlichkeiten zum 11. November 2000 teilzunehmen und dadurch denen Anerkennung zu bezeugen, die mit dem Opfer ihres Lebens das Ideal der Freiheit verteidigt haben"?

Das Ideal der Freiheit, die Errungenschaften der Republik, verteidigen? Bei dem wechselvollen Schicksal Nord- und Ostlothringens - 48 Jahre zum Deutschen Reich gehörend, 5 Jahre unter Nazi-Herrschaft - ist diese Frage nicht leicht zu beantworten, vielleicht nie eindeutig oder endgültig. Was empfand, was dachte ein junger Mann, der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in preußischen Kasernen in Metz seinen Militärdienst leisten musste. Was ein anderer, der im Jahre 1916 deutscherseits an die Ostfront verlegt, oder derjenige, welcher sich nicht noch 1938 nach Inner-Frankreich abgesetzt hatte und zwei Jahre später in der Westmark wider seinen Willen (Malgré-nous) zur Wehrmacht eingezogen wurde?

Mehr Fragen als Antworten. Die Fragen sollten gestellt werden, weil sie zumindest einen Ansatz zu Antworten enthalten, in eine bestimmte Richtung weisen und zum An- und Weiterdenken reizen.

Im ehemaligen Elsaß-Lothringen herrscht seitdem eine umso schwierigere seelische Gemengelage, als junge Leute - aus Lust am Abenteuer - freiwillig auf deutscher Seite kämpften, während andere, nach Südfrankreich geflohen, sich der Résistance anschlossen. Gefallen sind viele von ihnen: für das Vaterland, für die Dritte Republik, für das Dritte Reich oder für sich, Frau und Kinder, die Familie. Wer enträtselt das schon anhand der Namen, die auf dem Denkmal eingraviert sind? Dennoch ist es für die Nachgeborenen nicht immer leicht gewesen, einen gemeinsamen Nenner für ihre Toten zu finden. Selbst im Verzeichnis der Namen könnte sie die Nähe des Verstorbenen zu anderen stören oder deren Teilhabe an der Ehre, l'honneur, die nur i h r e m Toten zustehen sollte.

Im ehemaligen lothringischen Kohlegebiet ist die Lage deshalb erschwert, weil im Zuge der *Annektion* und der *Occupation* jeweils Russen, Ukrainer, Polen, Italiener zum Teil als Zwangsarbeiter (Kriegsgefangene) eingesetzt wurden und sich später ansiedelten. Ähnliches gilt für die Algerier und Marokkaner; sie kamen als Flüchtlinge des Algerienkriegs oder als gesuchte Arbeitskräfte in die Region und bildeten inzwischen eine starke Bevölkerungsgruppe. Viele ihrer Vorfahren kämpften als Zouaven im Ersten Weltkrieg auf alliierter, im Algerienkrieg als Harkis auf französischer Seite: was ist mit ihren Gefallenen? Mit deren Verehrung?

Da ist es nicht verwunderlich, dass die Nachbarn in Sarre/Moselle allzu groß angelegten Zeremonien skeptisch gegenüberstehen und - wie in Forbach - vor der Kirche, zu Füßen der Herz-Jesu-Statue lieber eine Grabplatte in den Boden eingelassen haben mit dem schlichten Hinweis: A nos morts, Unsern Toten, und sie im Jahre 1961 durch den damaligen Präsidenten der Republik Charles de Gaulle, einweihen ließen; ohne Namen, denn wie sollte man in dieser vom Kriegsschicksal gebeutelten Region den Einen ehren, ohne den Anderen zu verletzen?

Selbst die gefallenen deutschen Soldaten sind mit einbegriffen, wenn, wie neulich, der Vize-Präsident der Deportierten bei einer Feier auf dem Forbacher Friedhof die deutsch-französische Freundschaft beschwor, "damit die Opfer der Soldaten nicht umsonst gewesen sind".

So geschehen auf dem Friedhof und an Allerheiligen, nicht am Tag des Waffenstillstands. Sind die Offiziellen klüger geworden, da die Privaten lieber an diesem "langen Samstag" des Jahres 2000 nach Saarbrücken oder Saarlouis zum Einkaufen fahren? Dort wird noch am gleichen Abend die neue Karnevalssession eröffnet.

(Saarbrücker Zeitung vom 18./19.11.2000)

Grenz Mund Art

Aufbruch nach dem Essen

Ich hann geheert, Ihr wohrt met denne esse?
C'était bon?

Très bon sogar! Unn ebbes Anneres wie neulich
in de Moulin.

Bien sûr! Wohr die Annere aach dabei, die met
em Hond?

Oui. Die met em Hond - ab zum Boucher met
demm!

Heit ze Daachs kummts nemme so droff ahn.

Une bonne soirée aach!

Dir aach. Unn merci pour le Gâteau.

Au revoir.

Tschüss! A bientôt.

So genanntes Kauderwelsch

Kauderwelsch: wenn das Kaudern, Schwatzen, so klingt, als handle es sich um eine welsche, d. h. fremde, seltene Sprache, schütteln wir den Kopf und schalten ab, weil wir es gar nicht oder nur brockenweise verstehen und die Sprecher für wunderliche Wesen halten. So kann es dem Besucher des Forbacher Wochenmarkts ergehen: er staunt über den spielerischen Wechsel der Sprachen von Satz zu Satz, n'est-ce pas?. Oder häddn Ihr was Anneres gemeint?

Es scheint so zu sein, wie es der Titel einer Sammlung lothringischer Redewendungen (Marcel Scherer) fordert: "Holl känn Blatt vur's Mull!" Oder wie es der Untertitel etwas kleinlauter auf Französisch meint: "Ne mâche pas tes mots!"

Schon sind wir mittendrin im kunterbunten Angebot auf dem Sprachenmarkt. Von wegen fehlerhafter Gebrauch! Nein, es bietet sich dem Hinhörenden ein ganzes Tableau mit kräftiger Lautmalerei. Und grellen Merkwürdigkeiten. Wobei zu bedenken ist, dass sich das Ganze im großen Sprachraum des Französischen abspielt. Und ihre Fürsprecher und Durchsetzer halten nun einmal die allumfassende französische Sprache, le français, und nicht das Ost-Lothringische, le francique mosellan/rhénan, für imstande, in der Nachfolge der Französischen Revolution aus jedem Franzosen einen Republikaner zu machen.

Seit Mitterand (1981) wurden zwar die regionalen Sprachen im Prinzip anerkannt, aber die Vorherrschaft des Französischen nie ernsthaft in Frage gestellt. Das Elsässisch-Moselfränkische, Baskische, Bretonische, Katalanische, Korsische und Kreolische wird erforscht und stundenweise unterrichtet, aber die eigentliche Sozialisation der jungen Generationen findet seit jeher durch die Schulen in der französischen Sprache statt: sie allein führt zur Eingliederung in die Etat-Nation. Wer in Frankreich was werden, wer Erfolg haben will im

Leben, muss sich an diese Vorgabe halten; mehr als in anderen Ländern.

Auch auf dem Forbacher Markt reden die Leute in der Mehrzahl französisch miteinander, mit Ausnahme der Älteren, die - wenn sie nicht gerade Arabisch, Polnisch oder Italienisch parlieren - sich im lothringischer Platt verständigen. Sie haben Deutsch noch in ihren Familien, besonders auf dem Lande, oder in den deutschen Schulen während der Nazi-Zeit gelernt, ein Deutsch, das zeitlebens eine gewisse Unsicherheit beim Sprechen zurückgelassen hat, ein Deutsch in Anführungszeichen. Der Dialekt hat sich bei ihren Kindern bereits zu Inseln aufgelöst, vor allem, weil er nicht (rechtzeitig) in der Schriftsprache dargestellt wurde. Natürlich ist ihnen ein Vorrat an Wörtern des Alltäglichen, Familiären, Dörflichen geblieben: von der Flitsch, Flügel, aile über den Schnawwel, Schnabel, bec, die Läuwwer, Leber, foie, die Grombir, Kartoffel, pomme de terre, die Kirb, Kirmes, fête patronale, bis zum Rosenkranz, chapelet.

Dem Platt-Schwätze haftet noch immer etwas Diskriminierendes an, wenn auch nicht mehr Stigmatisierendes wie in den fünfziger Jahren. Da hieß es landauf, landab in den Schulen:

Défense de cracher et de parler allemand!, Spucken und Deutsch-Sprechen verboten! Erniedrigendes durch die neue Pariser Besatzungsmacht: die SPRACHE. Von empfindlichen Seelen so empfunden. Andere wiederum sahen im Erwerb der französischen Sprache eine Chance, dass sich ihnen neue Horizonte eröffneten.

Der Grenzschriftsteller erinnert sich daran, wie er in einer saarländischen Schule (1945) gezwungen wurde, anstatt "O Tannenbaum, o Tannenbaum" im Chor "Mon beau sapin, roi des forêts" zu singen - je lauter, desto besser, je falscher, desto schöner! Dennoch versetzte ihn später die erlernte Sprache in die Lage, Saint-Exupéry, Gide, Sartre und Camus im Original zu lesen, deren Welt zu betreten.

In Ost-Lothringen waren die Sprachenverhältnisse noch verwickelter als im Saarland; denn nicht wenige französisch-, aber auch deutschsprachige Lothringer flüchteten vor den Nazis oder waren ausgewiesen worden, les expulsés, les partis, während der größere Teil von ihnen daheimgeblieben war, les restés. Als die "Französischen" nach dem Kriege heimgekehrt waren, gerieten die Daheimgebliebenen oft genug in arge Not und Drangsal. Ihr (Deutsch-)Platt reichte nicht mehr aus, kulturelle Identität zu stiften.

Eine gewisse Unsicherheit im Gebrauch der französischen Sprache breitete sich aus; das galt schon für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg: so trug ein Mann sich anlässlich einer Umfrage nach der Hauptsprache in die Rubrik "Deutsch" ein, obwohl er als Lokomotivführer fließend französisch sprach (Forbach, 1926). Ein anderer (Hellimer, 1994) berichtet aus seiner Jugend: "Wenn man auf Bällen Mädchen finden wollte, durfte man nicht auffallen - man sprach deshalb Französisch."

Spannend ist es für den Partner oder Zuhörer, wenn in schneller Folge zwischen dem Dialekt und der Hochsprache gewechselt wird:

Kassiererin: Alors, ça fait soixante-et-un francs quinze.

Kunde: Voilà deux cents francs.

Kassiererin: Pas un billet de cent francs?

Kunde: Mais oui, le voilà!

Kassiererin: Merci aach! Geht's so?

Kunde: Jo, ich hann a Tasch dabei.

Kassiererin: Dat is aach besser so. Do wäß mer, was mer drin had.

Am besten, man macht es wie die Luxemburger: das Moselfränkische beibehaltend, das Französische und Deutsche erlernend. Lebenslang. Vortrefflich. Dann kann Europa im Schritt der Echternacher Springprozession Einzug halten: drei vor, zwei zurück!

(Saarbrücker Zeitung vom 25./26.11.2000)

Zusammenarbeit Collaboration

Projekt: Zukunft Saar - Avenir Moselle

Herr B. aus Saarbrücken: Ist „Avenir“ bereits Vergangenheit?

Monsieur K. aus Forbach, der Deutsch versteht: Nein, „Avenir“ heißt „Zukunft“ auf französisch!

Klar, aber hat „Avenir“ noch eine Zukunft?

Ich denke schon, dass die „Zukunft“ noch eine Zukunft hat, antwortet Monsieur K., Sekretär des Kabinetts des Maire de Forbach.

Hoffentlich, fährt Herr B. fort, ist aus der „Zukunft“ inzwischen keine „Zukunft“ geworden; dann fehlte ihr nämlich ein „n“.

Hoffentlich nicht, so Monsieur K. aus Forbach, dann fehlte ihr tatsächlich ein „n“.

Ein Spaziergang in kurzen Ab-sätzen

Im Bericht der Kommission Industrieland Saar heißt es: "Das Saarland ist eine Industrieregion mit großer Vergangenheit. Weltbekannte Produkte und technische Innovationen nahmen von hier aus ihren Ausgang ... Das Saarland kann stolz auf diese Epoche zurückblicken" (S. 12).

In diesem Bericht ist meist von Bauten, Anlagen, Standorten, ja Ikonen (Völklinger Hütte, Grube Göttelborn) die Rede; kaum von den Menschen: den Hütteleuten, den Berschleuten und anderen Leuten eben unserer "Leit"-kultur.

Neulich, anlässlich des "Völklinger Gesprächs" (22.11.00), bei dem es um grenzüberschreitende Projekte ging, überreichte mir ein Teilnehmer ein Buch, leinengebunden, mit dem Titel "50 Jahre Röchling Völklingen" aus dem Jahre 1931. Das Buch enthielt folgende gedruckte Widmung der Verfasser: "Herrn Kommerzienrat Dr. rer.pol. h.c. Dr. Ing. E.h. Hermann Röchling, dem Führer der Völklinger Werke durch schwerste Zeit im 40. Jahre seiner Hüttenarbeit verehrungsvoll zugeeignet." Zwei Jahre später (1933) traf dieser Führer den anderen, den größten Führer aller Zeiten, in Berlin zu einem Gespräch über die politische Zukunft des Saargebiets.

Seien wir gnädig, auch mit uns selbst nach so langer Zeit, und kehren zu unserem Leisten zurück - zu Völklingens Partnerstadt Forbach, wobei die beiden anderen Partnerstädte Ars-sur-Moselle und Les Lilas (Paris) zu vernachlässigten sind.

Nach der Saar-Abstimmung am 13. Januar 1935 begann die Flucht mehrerer Tausend Juden, Kommunisten und Sozialdemokraten über die nahe Grenze nach Frankreich. Der damalige Saar-SPD-Chef Max

Braun, ebenfalls Emigrant, richtete daraufhin in der Rue nationale 41 in Forbach eine Beratungsstelle ein. In der deutsch-, sprich: Hitlerfreundlichen Bürgerzeitung, stand in jenen Tagen zu lesen: "Es hat in unserer Bürgerschaft großes Erstaunen und dann eine begreifliche Erregung ausgelöst, dass der Führer der unterlegenen saarländischen Einheitsfront, Max Braun, sich in unserer Gemeinde häuslich niedergelassen hat" (G. Paul).

Max Braun zog weiter nach Moulins-lès-Metz. Die Beratungsstelle, die Menschen auf der Flucht wertvolle Hilfe leistete, wurde nach ihrer Schließung (1936) illegal weitergeführt. Heute befindet sich im renovierten Parterre des Hauses, das zum Monoprix gehört, eine Konditorei.

Im Stadtarchiv befinden sich keine Unterlagen. Dafür hörte ich im Rathaus, Hôtel de Ville, eine Geschichte aus dem vorletzten Kriegsjahr in Lothringen: Sein Vater, erzählte mir ein Mann in den Sechzigern, sei während der Nazi-Zeit als Lokomotivführer verpflichtet gewesen; eines Tages habe er den Zug wegen eines Tieffliegerangriffs auf freier Strecke anhalten müssen; da er nicht mehr rechtzeitig das Führerhaus verlassen konnte, sei er beim Aussteigen von den Kugeln einer englischen Spitfire durchsiebt worden, nicht von Kugeln aus einer deutschen Messerschmitt (Me 109).

Wie oben erwähnt, hat Völklingen in aller Stille noch zwei Partnerstädte: Ars-sur-Moselle mit den Resten eines römischen Aquädukts und Les Lilas mit der Porte des Lilas, eines der östlichen Einfallstore nach Paris. An beide wird in Völklingen erinnert durch je einen nach ihnen benannten Platz. Die Fußgängerzone weist insgesamt vier Brunnen nach, ohne gleich eine Bäderstadt zu sein; einen namenlosen Brunnen, den Bischof-Johannes-Wiesen-Brunnen, den Mutter- und Kind-Brunnen und den Spielende Kinder: ein weit auseinanderstehendes Pärchen will, so die Gestik, zueinander kommen. Wohl vergebens. Aber das Unvollkommene hat auch seinen Charme.

Vollkommen kompakt und solide dagegen das Denkmal "Unseren Bergleuten", A nos mineurs, in Forbach: die stehen, kräftigst beschuht, auf dem Vorplatz des Rathauses mit Presslufthammer, Grubenlampe und Schlägel auf einem schweren schwarzen Stein: les gueulles noires bei der Arbeit in einer der vielen Gruben Ostlothringens, im Auftrag der de Wendel, der mit den Röchlings konkurrierenden Industriellenfamilie, den einst unersetzlichen Rohstoff für Energie grabend und fördernd. Und die Tugenden der Menschen unserer Region darstellend: fleißig, ausdauernd, im Gedinge arbeitend, bescheiden, aber erfindungsreich. Dies sind Anlagen, die den Nachfahren - verbunden mit einem starken Selbstbewusstsein - überliefert wurden und auf die sie sich notfalls besinnen und berufen müssen.

Das Ernsthafte und das Spielerische: am Ende ein spielerischer Ernst. Die Anstrengungen sind nicht mehr so sehr körperlicher als geistiger Natur, die neuen Arbeitsweisen machen die Kohlenwaage überflüssig, bedürfen aber hochgradiger Erwägungen und sorgfältiger Abwägungen, denn die Natur ist nicht in allen Teilen rückführbar.

Eriwwer unn eniwwer, von hüben nach drüben und umgekehrt: die Passagen haben sich vervielfältigt; im Grundsatz Gemeinsames erleichtert den Austausch, der aber auf die Zweisprachigkeit angewiesen ist, wie es neulich eine Frau gegenüber einer Nachbarin betonte:

"Dat is kä L o u x o u s (Luxus) sahn ich dir, iwwerhaupt kä L o u x o u s , sch'te dis, pa de L o u x o u s !

Und sie hat dieses Wort für das kaum Beschreibbare benutzt, es so auf der Zunge gewälzt, als wollte sie probieren, wie gut es schmeckt.

(Saarbrücker Zeitung vom 02./03.12.2000)

(Anmerkung: Die Texte sind im Internet über www.Grenzscheiber.de nachzulesen.)

Anhang

Auszüge aus der Presse

1

Saarbrücker Zeitung

"Eine Idee aus zwei Quellen"

Klaus Bernarding ist der erste Grenzschriftsteller in Völklingen und Forbach

von Helena Jungfleisch-Ehlert

"... Seit gut 25 Jahren verbindet ihn mit der Volkshochschule Völklingen eine lebenswerte Partnerschaft: Bernarding bietet touristische aufgearbeitete Kulturfahrten nach Lothringen an - alles Unikate, betont er, keine gleiche der anderen. B., ein Grenzgänger, der sich in seinen Veröffentlichungen wie "Grenzgänge", "Glückauf und nieder" und "Tage der Mirabelle" mit lothringischer Mentalität literarisch auseinandersetzt.

Jetzt hat der 65-Jährige, der vor ein paar Monaten in den Ruhestand ging, ein neues Projekt in der Mache: für drei Monate schlüpft er in die Rolle des Beobachters an der Grenze, macht sich als Flaneur seine Gedanken. B. ist der erste "Grenzschriftsteller" für Völklingen und Forbach. Gemeinsam mit Völklingens Kulturamtsleiter und VHS-Chef Karl-Heinz Schäffner hat er die Idee, die spontan nach einer Lesung

(in Überhörn) entstanden sei, weiterentwickelt. "Die Idee des Grenzschriftstellers sprudelt aus zwei Quellen, wie die Saar aus der Sarre blanche und der Sarre rouge entsteht", berichtet der Autor.

Zum einen sei es eine Anlehnung an den (ersten) "Saarbrücker Stadtteilautor", der er selbst 1981/82 für Malstatt war; zum anderen die Beschäftigung mit der französischen Sprache, mit der Grenze, der Kulturlandschaft ..."

2

Völklinger Wochenspiegel

"B. selbst bezeichnet sich als "grenzüberschreitender Leibrücker". Einer, der dem Alltag beiderseits der Grenze prosaisch zu Leibe rückt. Die Themen liegen seiner Meinung nach sowieso auf der Straße. Unterschiede und Gegensätze will er genauso herauskitzeln wie Gemeinsamkeiten herausfinden - Grenzen überschreiten im Sinne des Wortes. Seine Notizen wird er in klassischer Form "von Hand zu Fuß" entweder in der Mediatheque in Forbach oder im Alten Bahnhof in Völklingen zu Papier bringen. Neben persönlichen Beobachtungen gehört die Lektüre der örtlichen Zeitungen für B. zum täglichen Brot. Verknüpft mit eigenen Erfahrungen und Beobachtungen beispielsweise auf Märkten, in Bibliotheken und im Gespräch mit Bürgern und Persönlichkeiten. Seine Arbeitssprache wird Deutsch sein ..."

3

Aus dem "**Republicain Lorrain**" vom 04.09.00

"Klaus Bernarding, on l'appelle d'ailleurs "L'écrivain transfrontalier". Celui qui, sous le gouverne des Universités populaires allemande et française, et avec le concours de la médiathèque de Forbach, observe à la loupe la langue régionale, avec tout ce qu'elle charrie en histoire et en géographie locale. Qu'elle appartienne à Goethe ou à Voltaire, qu'elle emprunte des idiomes propres aux dialectes ou aux langues officielles. En vélo, à pied ou en auto, l'écrivain vadrouille à

la rencontre des différences, des appartenances ou des ressemblances. Le mercredi, il couche ses comparaisons sur papier. Dans la mezzanine de la médiathèque. Son travail devrait donner lieu à un recueil original. L'oeil averti de l'auteur en résidence l'éloigne des clichés et des manières pompeuses. Sa plume, allemande et perspicace, dissèque avec malice, l'essence d'une région séparée par une frontière."

4

Aus dem "**Républicain Lorrain**" vom 16. Dezember 2000.

Kulturelles Leben

Der Schriftsteller Klaus Bernarding verlässt die Mediathek

Der saarländische Schriftsteller Klaus Bernarding, der seit September in der Mediathek (Forbach) arbeitete, hat Anfang des Monats seinen Platz geräumt. Es wird eine Sammlung seiner Beiträge, die er während seines Aufenthalts geschrieben hat, erscheinen.

Klaus Bernarding ist seit dem 1. Dezember nicht mehr in der Mediathek bei der Arbeit. Drei Monate lang war der saarländische Schriftsteller als Grenzgänger tätig im Rahmen einer Übereinkunft zwischen der Grenzüberschreitenden Uni (UPT) Forbach und der Volkshochschule Völklingen. "Ich habe meine Zeit abwechselnd zwischen beiden Städten aufgeteilt", betonte der ehemalige Referent für Weiterbildung im Ministerium für Bildung und Kultur des Saarlandes. Ein Austausch, der es ihm erlaubte, ohne Umstände Vergleiche zwischen den Lothringern und den Saarländern zu ziehen, die - nur wenige Kilometer von einander entfernt wohnend - im Grunde doch so verschieden sind. "Ich wählte eines der aktuellen lokalen Themen aus, die sich mir dargeboten haben, und entwickelte es zu einem größeren Beitrag, der jeden Samstag in der Saarbrücker Zeitung veröffentlicht wurde", erklärte er.

So wurden seit September dreizehn herbe (!) Artikel veröffentlicht. Klaus Bernarding hat dabei - wie es zum Austauschplan gehörte - weder seine französischen Nachbarn noch seine Landsleute verschont. Seine Schriften ließen einige von drüben mit den Zähnen knirschen. "Ziel dieser Zusammenarbeit ist es, das Band zwischen den Bevölkerungen enger zu knüpfen und den Austausch zu fördern, indem beider Eigenheiten dargestellt wurden. Deshalb ist es wichtig, neutral zu bleiben, um sie feststellen und vergleichen zu können", unterstrich der aus Saarlouis stammende Autor mit schalkhaftem Blick.

Diese Übereinkunft soll wahrscheinlich fortgesetzt werden und dann sicherlich länger dauern. Dieses Mal soll es ein lothringischer Autor sein, der die Arbeit von Klaus Bernarding fortsetzt. Was die insgesamt 1900 von dem Saarländer redigierten Zeilen anbelangt, so sollen sie demnächst übersetzt, zusammengestellt und in seiner Sammlung erscheinen, der es bestimmt nicht an Bissigem mangeln wird. Nach den Vorstellungen ihres Autors.

(!) bedeutet: "13 articles acerbes"

(Anmerkung: Der Artikel wurde vom Autor ins Deutsche übersetzt.)